

Rezensionen

Ausstellung zu Literatur im Netz **Das Eigenleben der Buchstaben**

Die Literatur lebt. Nicht nur symbolisch. Die Wörter, die die alten Bäume beschreiben mit ihren dünnen Ästen in Reih' und Glied, neigen sich zur Seite, die Bäume fallen um, der Wald stirbt. Kein Zweifel, die Buchstaben haben ein Eigenleben. In einer schönen und zugleich ungewohnten Ausstellung im Museum für Literatur am Oberrhein wird das jetzt gezeigt.

Aber man muss sich schon von einigen Vorurteilen befreien. Denn das Internet, um das es hier geht, hat eine eigene Kunstform hervorgebracht, vieles hat nichts mit der Literatur zu tun, wie wir sie kennen. Nicht nur rein äußerlich fällt das Blättern in den Seiten weg. Auch die Kunst selber ist anders. Nicht Literaten schreiben, sondern Techniker müssen die Seiten programmieren, müssen sich mit Computersprachen und Konstruktionsprinzipien auskennen, mit „story space“ und anderen Bausteinen. Und da sind die reinen Autoren schlicht überfordert. Erst dann aber entstehen die sehenswerten Gebilde, die auch Torsten Liesegang begeistern, der die Ausstellung im Museum im Prinz-Max-Palais zusammengestellt hat.

Nicht nur reine Fleißarbeit war das, im Netz tummeln sich viele, bei denen von literarischer oder technischer Qualität keine Rede sein kann. Liesegang hat bewusst wenige Beispiele ausgewählt, um zuerst einen Überblick zu bieten, kommentiert durch lesbare, kurze Texte. Es gibt Untergenres: die rein textbasierten, also das, was man auch als Buch lesen konnte, animierte Texte, vernetzte Autorengruppen und die „richtige“ multimediale Literatur. Aus allen Bereichen sieht man an den Bildschirmen am Museum etwas, eine Textwerkstatt aus Graz, die sich an Jugendliche wendet, ein sich in alle Ewigkeit verzweigender Hypertext, zu dem jeder beitragen kann, was und wie er will. Vieles ist Spielerei mit Text und Bild, bilderartige Tableaus gibt es, einen assoziativen Spaziergang durch Berlin, eine witzige Textschüttelmaschine, vieles hat Anklänge an die Bildende Kunst. Ergänzt wird die Textausstellung durch Hinweise auf bestehende Projekte, Literaturzeitschriften im Netz und gut gemachte Seiten über Autoren. gg

Badische Neuste Nachrichten, 16. April 2000

Gefangen im Hyperknast

Belüftete Gedichtgeneratoren: Das Karlsruher Projekt „Liter@tur. Computer/Literatur/Internet“

In „Gullivers Reisen“ beschreibt Swift eine Maschine, die noch den dümmsten Studenten der Akademie von Lagado zum Autor promoviert: eine Art mechanischer Webstuhl, der mit Hilfe verdrahteter und beschrifteter Holzblöcke selbsttätig Sätze generiert, die beflissene Schreiber in Folianten speichern. Würden fünfhundert solcher Textautomaten vernetzt, ließe sich das „vollständige System aller Geistes- und Naturwissenschaften“ noch schneller und besser zusammenschustern; aber dafür fehlt das Kapital. Swifts satirisch aufgeklärter Zufallsgenerator scheint heute in Reichweite zu liegen. Schon die „Stuttgarter Gruppe“ um Max Bense experimentierte mit konkreter „Poesie aus dem Elektronenrechner“. Zehn Jahre lang tüftelten die schwäbischen Pioniere an Lochkartenlyrik („Der Mond ist aufgeflimmert / die tote Seele wimmert“), ehe sie 1968 durch ein Hörspiel von George Perec die Lust an ihren „permutationellen Manifesten“ jäh verloren: Perec hatte in „Die Maschine“ einen Rechner beschrieben, der, vor die Aufgabe gestellt, Goethes Hymne „Wanderers Nachtlied“ zu analysieren, seinen Geist aufgibt. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner digitalen Reproduzierbarkeit hatte seine Aura noch einmal gerettet.

Inzwischen haben Personal Computer und das Internet die kühnsten Utopien der Stuttgarter Kyberonauten übertroffen. „Netzliteratur“ hat sich – mehr gegen den analogen Literaturbetrieb als in ihm – in Wettbewerben, Workshops und Gesprächsforen institutionalisiert: jeder Hobbydichter Dirigent eines multimedialen Orchesters und sein eigener Verleger. Aber noch immer schreibt der scheintote Autor als Operateur oder Medienpädagoge Anweisungen vor, denen sich der Surfer auf der Benutzeroberfläche gern durch eine „hypertextuelle Zapp-Mentalität“ (Johannes Auer) entzieht. Selbst der alte Werkbegriff ist durch die neuen Medien weniger dekonstruiert worden als durch die Poetiken der klassischen Moderne. Die Verknüpfung von Bild und Text oder die Schreibgemeinschaft sind ja älter als der Buchdruck; Internet und PC bieten den gescheiterten Utopien der Avantgarden nur neue technischen Plattformen. Die Netzliteraten zitieren fröhlich dadaistische, konstruktivistische und surrealistische Traditionen, die Cut-up-Collagen der Beat-Literatur und die Konkrete Poesie; aber unbeschwert von historischem Bewusstsein gebiert der kreisende Berg meist nur eine Mouse. Autorengruppen wie „TanGo“ oder „Pool“ sammeln bisher nur die Erlebnisaufsätze und Gedankensplitter ihrer Mitglieder und Fans. Nur zögernd entwickeln sich Ansätze einer echten Interaktivität, die durch das Einziehen von „Leserspuren“ die Hierarchie von Sender und Empfänger, Autor und Leser aufzuheben trachtet. Gewöhnlich bleibt es bei dem frommen Wunsch, den Benutzer „durch verzweigtes assoziatives Lesen und Navigieren in ein Netzwerk aus Texten zu verstricken“. Vom Verschwinden des Buches

im Netz kann vorläufig jedenfalls keine Rede sein. Die überwunden geglaubte Schrift liegt jeder Internetliteratur zugrunde.

Stephan Porombka behauptete jüngst in der „Neuen Rundschau“, deutsche Netzliteratur sei erst bei sich angekommen, seit sie ihre kabbalistischen Verkrampfungen aufzugeben und zu traditionellen Schreibweisen zurückzukehren beginne (F.A.Z. vom 13. April). Dem würde Torsten Liesegang, der jetzt für das Karlsruher Museum für Literatur am Oberrhein ein Projekt „Liter@tur. Computer/Literatur/Internet“ eingerichtet hat, entschieden widersprechen. Nicht, dass er sich Illusionen über die Qualität der Netzliteratur machte. Das meiste hält auch er für eine Zumutung, die enthusiastische Rede von einer „Erotik der Verknüpfung“ für Gesülze. Aber nicht, weil unendlich verastelte Textbäumchen bislang eher Langeweile und Verdruss erzeugten: Für Liesegang haben die Netzartisten die technischen, sozialen und ästhetischen Potenziale ihres Mediums noch gar nicht auszuschöpfen begonnen. Für narrative Erzählformen erscheint es ihm ungeeignet, als bloßes Publikations- und Vertriebsinstrument unterfordert. Sein Portal führt daher nicht zu multimedial verlinkter, aber ansonsten konventioneller Literatur im Netz, sondern zu Schreibprojekten, die ihre virtuelle Produktionsweise und die Materialität ihrer Sprache in Form wie Inhalt fortlaufend erweitern und poetologisch reflektieren: Neues entstehe erst, wenn „literarische Texte mit Programmelementen versehen werden, um visuelle Bewegung und mimetische Effekte zu erzeugen“. Das geschieht etwa in den aleatorischen „Permutationen“ Florian Cramers, der die ganze Archäologie der Moderne durch die Mühle seiner Textautomaten dreht, in Susanne Berkenhegers fensterlnden Traumreisen oder Susanne Wolfs Internet-Krimi „Meine Stimme ist weiß“. Peter Glaser übersetzt das Lebensgefühl des benjaminschen Flaneurs in das „Online-Gefühl“ des zeitgenössischen Berlin-Romans: „Nicht mehr Leute, Literatur oder Liebe sind von Bedeutung, nur noch Frequenz. Das Umblättern hat über den Text gesiegt, Berlin über die anderen Städte Deutschlands.“ Martina Kieninger integriert irreführende Links, grafische und Programmcodes in den Dialog faustischer „Daemonen“: „Durch Netze und Kabel/ durch dünne und dicke / verdrahtetes Babel / verkabelte Sinne. / Ich trage Akten / Informationen / sinnlose Fakten/ die den Weg nicht lohnen“.

Das vielleicht avancierteste Projekt, Urs Schreibers „Epos der Maschine“, macht die Lektüre zu einem Wühlen, Schwimmen und Tauchen in rhizomatischen Strukturen: Je nach Cursor-Position tauchen Texte und typografische Elemente aus dem Nichts auf, dehnen und verzweigen sich und verschwinden wieder. Der Mauszeiger wird zum „großen Kommunikator zwischen Mensch und Maschine“, Zauberstab einer komplexen Matrix. Aber nicht jeder Leser will aus dem Kerker der Passivität befreit werden. Kaum ein Kollaborateur mochte sich bisher in die panoptisch überwachten Zeilen von Heiko Idensens „Hyperknast“ einschreiben: Seine Befehl „Brecht aus! Brecht ein!“ verhallt ungehört.

„Liter@tur“ ist naturgemäß keine Ausstellung im körperlichen Sinne. Unter der Adresse www.netlit.de kann man die klar strukturierte Materialsammlung von jedem Home Computer aus besuchen: Vorträge und einführende Texte zur Geschichte der Netzliteratur, kommentierte Links zu ausgewählten Projekten von Michael Joyce' Klassiker „Afternoon“ bis zur Berliner „Softmoderne“, Verweise auf die Websites von Verlagen, Autoren, Schreibkollektiven, Online-Zeitschriften und Archiven. Reinhard Döhl, ein Pionier der Computerliteratur, gab für seinen Vortrag übrigens die Wörter aus „Wanderer Nachtlies“ in einen Textautomaten ein. Das Ergebnis fiel kaum ermutigender aus als in Perecs Hörspiel. „Gipfeln wipfeln ist“, brabbelte „Günters genialer Gedicht-Generator“. „Hm, das ist aber eine komplizierte Vorgabe! Na meinetwegen.“ Döhls Mentor Bense hatte einst Novalis' Unterscheidung zwischen künstlicher und natürlicher Poesie umgekehrt. Der Unterschied selber, Prüfstein jeder künstlichen Intelligenz, ist seither nicht viel kleiner geworden. MARTIN HALTER

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. April 2000

„Liter@tur – Computer / Literatur / Internet“

ist das Thema der mit einem Vortrag von Reinhard Döhl eröffneten Ausstellung, die das Karlsruher Museum für Literatur am Oberrhein zu den Europäischen Kulturtagen zeigt. Präsentiert wurden Auszüge aus den Debatten um eine digitale Literatur und eine Auswahl von literarischen Initiativen aus dem Internet, bemerkt Georg Patzer („Stuttgarter Zeitung“, 10.4. /17.4.). Noch sei die Diskussion am Anfang und eine ausgeprägte Ästhetik des Netzes nicht so recht sichtbar, und dennoch könne man in der Ausstellung und am eigenen Computer zu Hause erleben, „wie die Literatur plötzlich wieder zu leben beginnt“. Die Schau, die natürlich auch auf einer Web-Seite zu besuchen sei („www.netlit.de“), habe Torsten Liesegang in Verbindung mit Hansgeorg Schmidt-Bergmann zusammengestellt. Er habe „repräsentative Beispiele ausgewählt und sie klug und knapp kommentiert“. Entstanden sei ein guter und gut strukturierter Überblick über alle Genres der Computerliteratur von den einfachen Textseiten über assoziative, sich verzweigende Textbäume bis zu bildhaften, lebendigen Tableaus“. Ähnlich wie Stephan Porombka in der „Neuen Rundschau“ (2/2000) halte Torsten Liesegang den größten Teil der Netzliteratur qualitativ eher für eine Zumutung und die enthusiastische Rede von einer Erotik der Verknüpfung wohl für „Gesülze“, schreibt Martin Halter („Frankfurter Allgemeine“, 29.4.). Doch hatten für Liesegang - anders als für Porombka - „die Netzartisten die technischen, sozialen und ästhetischen Potenziale des neuen Mediums noch gar nicht auszuschöpfen begonnen. Sein Portal führt daher nicht zu multimedial verlinkter, aber ansonsten konventioneller Literatur im Netz, sondern zu Schreibprojekten, die ihre virtuelle Produktionsweise und die Materialität ihrer Sprache in Form wie Inhalt fortlaufend erweitern und poetologisch reflektieren“.

Manche Netzliteratur-Versuche wie die von Florian Cramer, Susanne Birkenheger, Peter Glaser, Susanne Wolfs, Martina Kieninger oder Urs Schreiber seien durchaus neu und sehr beachtlich; zudem gebe die „klar strukturierte Materialsammlung“ zahlreiche sehr nützliche Hinweise zu Internet-Aktivitäten vielerlei Art. Außer dem Eröffnungsvortrag des aus der Schule von Max Bense kommenden Netz-Pioniers Reinhard Döhl umrahmten Reflexionen von Erich Maas, Heiko Idensen, Felix Pfefferkorn, Florian Cramer und Rupert Vogel das Thema dieser Ausstellung, die bis April 2001 im Netz bleiben soll. Neben den auch theoretisch sehr beschlagenen Referaten von Florian Cramer und Reinhard Döhl fielen die anderen stark ab“, kritisiert Georg Patzer („Stuttgarter Zeitung“, 11.5.). Für eine Veranstaltung dieser Art seien schlichtweg »zu viele schlechte Referate zu hören“ gewesen, „nicht zu reden von der Geldverschwendung“.

Fachdienst Germanistik 6/2000

Digitale Dichtung sucht nach Autoren und Lesern

Netzliterarische Zeitschriften werden häufig in Alleinarbeit von Autoren gemacht. Einige stützen sich auf Printmedien, um ihre Seiten ins Gespräch zu bringen. Verlage und Autoren von Hypertextliteratur finden selten einen Draht zueinander.

Der „K(l)ick für Köpfe“, wirbt Walter Laufenberg für sein „netzine“ („www.netzine.de“). Der Autor, der so respektlos die Love-Story von Marianne Willemer und Johann Wolfgang von Goethe bis eine Minute vor den koitalen Endpunkt getrieben hat, ist vor vier Jahren ins World Wide Web gegangen. Sein Internet-Magazin ist eine freche Seite - und will es sein. Wichtigster Bestandteil neben Rezensionen, Reisebeschreibungen und Journalisten-ABC: das Lästerlexikon „LLL“ („Laufenbergs Lästerlexikon“), auf dem es ganz despektierlich zugeht. Unter dem Begriff „Bundespräsident“ verzeichnet es z. B. „In Deutschland als erster Mann im Staat der Vorsänger der Nation. Politischer Kastrat mit extrem hoher Tonlage (vgl. Nation, Showgeschäft)“. Doch wer käme auf die Idee, über eine Suchmaschine im Web nach einem Lästerlexikon zu suchen? Um Leser zu rekrutieren, bezahlt Laufenberg seit einem Jahr wöchentlich 90 DM für eine Anzeige an die „Zeit“. Die Annonce hat Erfolg: Im ersten Quartal 1999 gab es 25 179 Zugriffe, im ersten Quartal 2000 waren es schon 56 013. Dieser Erfolg ist allerdings nicht allein der Anzeige zuzurechnen. Wer einmal auf der Seite war, kommt wieder, behauptet der 64-Jährige: „Das Angebot wird gut angenommen. Die Leute zeigen Treue.“ Ein Gast ist zum Beispiel das Goethe-Institut in Tokio. Trotz des Erfolgs produziert Laufenberg die Seite nur für das Internet und nicht auch als Printausgabe. Es wäre zu aufwendig, den Vertrieb zu gestalten. „Ich komme an ein Publikum in mehr als 20 Ländern heran“, sagt Laufenberg, der jeden Monat die Statistik des Providers auswertet. „Außerdem habe ich ein interessanteres Publikum als ich es über die Printmedien erreiche. Meine Leser sind moderner.“

Wenn die Verleger mitmachen würden

Immerhin denkt der gebürtige Opladener darüber nach, die Rubrik „Aktuelles“, die Satire und Realsatire vermischt, als Buch herauszugeben - in der Art von Lichtenbergs Sudelbüchern. „Wenn die Verleger kämen, würde ich mitmachen, aber ich habe mich nicht bemüht. Der Markt ist schwierig, man bietet sich an wie Sauerbier, aber die Verlage bringen lieber Ramschliteratur heraus.! Aber gerade ramschen will er nicht, sondern Denkanstöße geben, auch wenn das scheinbar in die Moderne des leicht konsumierbaren Internets nicht passt. Laufenberg also nur dem Guten verpflichtet? Unumwunden bestätigt er: „Es ist auch eine PR-Sache.“ Seine Homepage verweist auf die eigenen Bücher. „Verleger gehen mit Werbung sparsam um. Zum Beispiel das Paradiesbuch oder der Goethetext wären Makulatur ohne meine Werbung. Jetzt sind es Longseller. Das kommt dem Verleger und mir zugute.“ Sissi Klauser vom Herbig-Verlag, der Laufenbergs „Goethe und die

Bajadere“ verlegt, sieht das anders. Man bemerke leider keinen Effekt, die Seite von Laufenberg mache sich nicht im Absatz seiner Bücher bemerkbar. Prinzipiell hält sie diese Art der Werbung aber für eine gute Idee: „Autoren sind die besten Vertriebsleute.“ Werden Webseiten der Schriftsteller also unterstützt? „Nicht unbedingt finanziell - und nicht generell“, ist ihre Antwort. Einen Hinweis der Herbig-Webseite zum „netzine“ gibt es bisher nicht.

Printmedien, Rutsche ins Internet

Ähnliche Erfahrungen hat auch der Karlsruhe Autor Torsten Liesegang mit seiner „Netlit.de“ („www.netlit.de“) gemacht. Die Seite will ein Portal für literaturinteressierte Neulinge im Netz sein und ihnen Internet-literatur erschließen. Doch wieder die Frage: Wie kommen die Neulinge gerade zu dieser Seite? In diesem Fall schraubte weniger die Annonce in der „Zeit“ die Besucherzahlen in die Höhe als ein Artikel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Doch das macht keinen Unterschied: das Printmedium dient als Rutsche ins Internet. Der 29-jährige Liesegang produziert - wie Laufenberg - seine Seite weitgehend allein. Hinter ihm steht allerdings eine Institution, wenngleich keine finanzkräftige: Das „Museum für Literatur am Oberrhein“ bzw. die „Literarische Gesellschaft“, Letztere unterstützt von der Stadt Karlsruhe. Sie bezahlt die laufenden Providerkosten, 50 DM pro Monat. Obwohl es in der Stadt das innovative „Zentrum für Kunst und Medientechnologie“ (ZKM) gibt, beschränkte sich die Zusammenarbeit nur auf den technischen Support in der Anfangsphase.

Keiner zahlt in Deutschland für Netzkunst

Liesengangs Angebot „www.netlit.de“ bietet keine digitale Dichtung, sondern verlinkt zu ihr, allerdings nicht auf Autoren, die das Web nur als Distributionsmöglichkeit traditioneller linearer Literatur verstehen. „Die Literatur muss innovativ sein, muss also die Möglichkeiten des Mediums - Töne, Filme, Hyperlinks und Programmierungen - integrativ verwenden, beharrt der Karlsruher, der zurzeit über klassische Gesellschafts-theorie promoviert. Viele Anfragen von Autoren weist die „Literarische Gesellschaft“ zurück. „Entweder es hapert literarisch oder es ist nicht innovativ genug.“ Entstanden ist das Projekt während der „Europäischen Kulturtag“ in Karlsruhe im April diesen Jahres. Neben den Verweisen auf die Preisträger digitaler Dichtung rufen die Leser Infos über die Geschichte von Computerliteratur ab, finden kommentierte Verweise zu Webprojekten oder surfen über die Links zu weiteren Netzzeitschriften, die Liesegang ausgewählt hat. Zum Beispiel zu „Dichtung Digital“ („www.dichtung-digital.de“), einer in Deutschland avancierten Zeitschrift für Internetästhetik. Sie rezensiert Werke der klassischen Netzliteratur. Diese Rezensionen passen sich dem Medium „Hypertext“ z. T. mimetisch an. So kann Roberto Simanowski, der 36-jährige Macher von „Dichtung Digital“, seine literaturästhetischen Texte nicht auch als Printprodukt drucken lassen: „Das Thema selbst ist der Grund.“

Simanowski gründete die Zeitschrift als Humboldt-Stipendiat mit dem Forschungsthema „Cyberspace und Literatur“ an der Harvard University. Bei seiner Arbeit stellte er fest, dass es kein Material zum Thema gab. In den USA fand er finanzielle und zeitliche Möglichkeiten, die Seiten zu basteln, um dem Publikum, das digitale Literatur mit Goethe-Online verwechselt, zu zeigen, „wie so ein Cyber-Werk aussieht, und um eine Animation aufzudröseln“.

Universitäten verschlafen den Trend

Nach Deutschland zurückgekehrt, bekam der Professor, der auf einem amerikanischen Server die Zeitschrift für Deutschland gelegt hatte, keine Unterstützung mehr. Der Arbeitsaufwand ist groß: Bis März aktualisierte er die Zeitschrift monatlich, seitdem erscheint sie nur noch im Abstand von zwei Monaten. Aus der Szene kommt außer positiver Resonanz ebenfalls keine Hilfe. „In den USA hatten wir lediglich Serverkosten, und die waren in den Sachkosten drin. In Deutschland kommen die Telefongebühren hinzu“, stöhnt Simanowski. Im Jahr macht das 3000 DM, die er aus eigener Tasche bezahlt. Auch die Anzeige in der „Zeit“ geht auf sein Konto. Finanzielle Unterstützung leistet auch die Universität Göttingen nicht, an der er lehrt, obwohl er im Gebiet der Cyber-Literatur forscht. „Die Universitäten sind aufgeschlossen. Aber das Wort Idealismus fällt sehr oft“, formuliert er seine Enttäuschung von den akademischen Institutionen im Umgang mit der wissenschaftlichen Forschung der neuen Literatur. „Es läuft nicht so, wie es laufen könnte.“ So verwundert der Link „Spenden“ im Homepage-Rahmen nicht. Denn irgendwann sollen Beiträge anderer Autoren auch entsprechend bezahlt werden.

Den publizistischen Strang stärken

Deswegen die Anzeige in der „Zeit“. „Es kommen immer mehr Besucher. Noch ist die Zeitschrift allerdings nicht sehr bekannt“, bekennt Simanowski, verweigert aber konkrete Zahlen. Immerhin hat die Seite bei der eingefleischten Internet-Gemeinde einen guten Ruf erlangt. Doch das scheint nicht auszureichen: „Da wir keinen Traffic haben, können wir keine Werbung auf der Seite platzieren.“ Um aus dieser Zwangslage herauszukommen, wird Simanowski den publizistischen Strang gegenüber dem akademischen stärken. Kennt man diese Entwicklung nicht irgendwoher? Egbert Schäffer

Buchreport, Juli 2000

Lesegesellschaften nachgespürt

Ettlingen, Emmendingen, Karlsruhe, Kork oder Konstanz: In all diesen und vielen anderen Orten Badens gab es teilweise schon während des 18., zumindest aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Lesegesellschaften. Oft wurden hier demokratische Gedanken entwickelt oder gepflegt, weshalb diese Vereine nicht selten observiert wurden.

So wurde etwa im Falle der Neuen Durlacher Lesegesellschaft behördlicherseits festgestellt: „Der Leseverein unter der Vorstandsschaft des Professor Eisenlohr hält verschiedene Zeitungen, Zeitschriften und Literaturblätter, und theilt seinen Mitgliedern wöchentlich belletristische Werke nach besonderer Auswahl des Vorstandes zur Benutzung mit“. Fazit: Er hat keine politische Tendenz“. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Torsten Liesegang in seiner Studie über Lesegesellschaften in Baden, die jetzt als Nummer eins einer neuen Schriftenreihe des Museums für Literatur am Oberrhein in Karlsruhe vorliegt. Liesegang bemerkt in seiner Arbeit, die ihren theoretischen Bezugsrahmen in Habermas' Thesen zum Strukturwandel der Öffentlichkeit hat, eine „direkte Betätigung an den Ereignissen von 1848/49“ habe nur eine geringe Zahl von Lesegesellschaften betroffen. Die Aktivitäten der Vereine wird - je nach Quellenlage - gründlich dokumentiert. MH

Badische Neuste Nachrichten, 19. August 2000

Zu Huntingtons Kulturtheorie **Bedrohung an der Bruchstelle** Eine Tagung in Bad Herrenalb

Eine Absage an die Vorstellung von „einer Welt“ unter westlichen Vorzeichen erteilt der Amerikaner Samuel Huntington in seinem Buch „Kampf der Kulturen“ (1996). Nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes sieht er eine multikulturelle und „multipolare“ Welt im Entstehen. Sie bestehe aus sieben bis acht „Kulturkreisen“ - neben dem Westen unter anderem aus einem russischen, hinduistischen und islamischen Kulturkreis. Huntington entwirft ein düsteres Szenario, wonach Fundamentalismen und ethnische Konflikte, gerade auch auf der Basis der jeweiligen Religionen, zunehmen. In Zukunft seien Kriege und Terrorismus entlang kultureller Grenzen zu erwarten. „Bruchlinienkonflikte“, etwa zwischen muslimischen Fanatikern und deren Nachbarn könnten zu einer Bedrohung des Weltfriedens werden.

Seit den Anschlägen vom 11. September wird Huntingtons Globaltheorie von vielen als plausibel erachtet. Kritisch setzte sich damit am Wochenende die Tagung „Kommt der Kampf der Kulturen? Zur Rolle der Religionen im Dialog der Völker“ auseinander, die von der Evangelischen Akademie Baden und der Evangelischen Akademikerschaft in Bad Herrenalb veranstaltet wurde. Der Philosoph Hans-Jürgen Bienefeld (Berlin) zeigte, dass Huntington in der Tradition des Kulturpessimismus steht, wie er in Deutschland durch Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes“ (1918-22) vertraut ist. Beide Autoren sei gemein, universal vom Ende der Geschichte und Niedergang der Kultur zu sprechen.

Nach Auffassung des Kulturwissenschaftlers Torsten Liesegang (Universität Karlsruhe) taugen die Thesen Huntingtons aber nicht als „universalgültiges Erklärungsmodell“. Die Vorstellung von einheitlichen Kulturkreisen sei ebenso fragwürdig wie die Vorstellung, dass kulturelle Prägungen, Alltagskultur und Werte weltpolitische Handlungsfaktoren seien. Kulturelle Konflikte seien eine Realität, doch Ursache von Kriegen seien nicht zuletzt auch politische Machtansprüche, Streit um Territorien und Ressourcen sowie ideologische Bedürfnisse. Vor der Diffamierung einzelner Religionen warnte der Islamwissenschaftler Raoul Motika (Universität Heidelberg).

Er sprach sich für eine sachliche Analyse „der Gesichter des Islam“ aus. Deutlicher als bisher sei zu berücksichtigen, dass es im Islam ebenso wie im Christentum religiöse Pluralität gäbe. Wer behauptete, es gäbe den einen Islam, sei auf dem Holzweg. Die „ökumenische Bewegung“ stellt der Theologe Dieter Becker (Neuendettelsau) dem „desintegrativen Denkmodell“ Huntingtons gegenüber. Die Ökumene mache deutlich, dass wir unsere Lebensanschauung nicht absolut setzen müssen, die Sprache des Lebens habe „viele Dialekte“. Angesichts der sich rasch ausbreitenden Kulturkampftheorie Huntingtons sollten Christen ihre „alternative Vision von differenzierter Einheit in die Diskussion bringen“.

Gegen die „holzschnittartige Welteinteilung“ Huntingtons wandte sich auch Günther Gebhardt, Projektkoordinator der Stiftung Weltethos (Tübingen). Huntingtons Vorstellungen seien „reichlich unbeleckt von den real existierenden transkulturellen Vernetzungen nahezu überall in dieser Welt“. Wer selbst den Dialog mit Menschen anderer Völker pflegt, erkennt, dass Kulturen nicht als reine, in sich geschlossene Systeme betrachtet werden können, betonte Professor Gregor Paul, Präsident der Deutschen China-Gesellschaft (Karlsruhe).

Akademiedirektor Jan Badewien (Karlsruhe) plädierte für die Begegnung mit fremden Kulturen und Religionen. Allerdings würden Dialoge nur dann ernst genommen, „wenn wir authentisch die eigene Religion und Kultur leben“. Ralf Stieber

Badische Neuste Nachrichten, 11. Februar 2002

Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Torsten Liesegang (Hgg.):
Liter@tur. Computer – Literatur – Internet
Bielefeld: Aisthesis 2001, 186 S., ISBN 3-89528-334-7, 29,80
Euro

Dass sich Skepsis breit macht, wo vom Zusammenhang von Literatur mit Computer und Internet die Rede ist, hat seine guten Gründe. Die windigen Zeitgenossen, die über alles in Euphorie verfallen, was neu ist, die Apologeten des Machbaren, die sich als Pioniere aufspielen und doch nur dem Absatz dienen, aber auch die Medien, denen jede Story recht ist und jegliche Seriösität überflüssig erscheint, können einen schon misstrauisch machen. Um so erfreulicher, wenn es eine Publikation zu vermehren gilt, in der ernsthafte Wissenschaftler mit einem Sinn für Realismus Möglichkeiten und Grenzen aufzeigen, die die (gar nicht mehr so neuen) neuen Medien der Literatur bieten. Und es erfüllt einen mit einer gewissen Befriedigung, dass die Namen einiger lautstarker Propagandisten des jeweils Modischen im Personenregister gar nicht erst auftauchen. Allerdings fehlen auch die Namen einiger Schriftsteller, die frühzeitig mit dem Computer gearbeitet haben, wie zum Beispiel Elfriede Jelinek oder Jürg Laederach, oder Internetprojekte gestartet haben, wie Walter Grond.

Freilich dürfen Jelinek oder Laederach übergangen werden, wenn es vorwiegend um das „qualitativ Neue der Computerliteratur“ geht, das die Herausgeber nur dann erkennen, „wenn literarische Texte mit Programmelementen versehen werden, um kinematographische Bewegung oder mimetische Effekte zu erzeugen“ (S.13). Allerdings hat auch eine so definierte Literatur ihre Vorläufer in manchen Ausprägungen des experimentellen Films, der seinerseits mit gesprochenen oder geschriebenen literarischen Texten operiert.

Den Realismus der Herausgeber, die ohne erkennbare Wertung von einer „Durchsetzung eines gesamt-kulturellen technologischen Imperativs“ (S.7, fast wortgleich S.22) sprechen, aber auch vor einer „Überbietungs-rhetorik“ (S.21) warnen, dokumentiert die nüchterne Einschätzung: „Für narrative Erzählformen ist das Medium schlichtweg ungeeignet, als bloßes Publikations- und Vertriebsmedium unterfordert.“ (S.24)

Dass die Fragestellungen, die sich für die Literatur aus den Möglichkeiten von Computer und Internet ergeben, nicht durch einen Urknall entstanden sind, dass sie vielmehr eine lange Vorgeschichte haben und vorgedacht wurden, ehe die technische Realisierbarkeit in Sicht war – wie das Prinzip des Films ja lange vor der Erfindung von Kamera und Projektionsapparat durchdacht war –, belegt Reinhard Döhl in seinem Beitrag, der sich insbesondere mit den Experimenten der Stuttgarter Schule um Max Bense, der Döhl selbst angehörte, auseinandersetzt. Den historischen Rückblick ergänzt der Literaturwissenschaftler und Dichter in Personalunion durch Erfahrungen mit aktuellen Projekten, die er initiiert hat oder an denen er beteiligt ist.

Eine Reihe von Verwechslungen (etwa von Computernetzdichtung mit Hypertextdichtung) und einen Mangel an Selbstreflexion macht Florian Cramer dafür verantwortlich, dass es so wenig interessante Computernetzdichtung gibt. Mit der speziellen Problematik des kollektiven Schreibens im Netz, die auch in anderen Beiträgen vorkommt, beschäftigt sich ausführlich, wiederum mit einem historischen Rückblick auf die Vorläufer, etwa den *Cadavre Exquis* der Surrealisten, Heiko Idensen.

Roberto Simanowski zerpfückt die Terminologie und die konkurrierenden, oft missverständlichen, weil noch nicht einheitlich definierten Begriffe aus dem Bereich der digitalen Literatur und nennt Kriterien wie Multimedialität, Performance oder Navigation und Links, die bei ihrer Bewertung hilfreich sein könnten. Eher marginal im gegebenen Zusammenhang ist der Beitrag des vor Erscheinen des Buchs verstorbenen Verlegers Erich Maas über Computer und Internet just als „bloßes Publikations- und Vertriebsinstrument“, das nach Ansicht der Herausgeber das Medium unterfordert.

Es verwundert nicht, dass im Kontext dieses Buchs, das man dennoch einem Drucker und nicht dem Netz anvertraut hat, als Quellen häufig Websites angeführt werden. Womit auch ein Vorschlag realisiert ist für Zitiernormen, die den aktuellen technischen Bedingungen entsprechen. Die Frage freilich, was die Angaben nützen, wenn eine Website verschwindet, bleibt unbeantwortet. Bücher jedenfalls haben zur Zeit noch eine längere Lebensdauer. Ob sich die Herausgeber deshalb für diese traditionelle Publikationsform entschieden haben?

Thomas Rothschild (Stuttgart)

MEDIENwissenschaft. H. 1, 2002, S. 115-117

Von Abwiegern, Pragmatikern und Gralssuchern

Ein Sammelband befindet sich noch immer auf der Suche nach der Liter@tur. Von Sebastian Domsch

Man stelle sich vor, jemand bringt einen wissenschaftlichen Sammelband heraus unter dem Titel: "Schreibgerät - Literatur - Kommunikation". Dem interessierten Leser fallen zu jedem der Begriffe Assoziationen zuhauf ein, auch ein Zusammenhang ist denkbar, sogar so weit, dass eigentlich alles gemeint sein könnte. Die Erwartungen darüber, was man in dem so betitelten Band finden könnte, dürften gegen null gehen, viel zu disparat ist das Feld. Hansgeorg Schmidt-Bergmann und Torsten Liesegang haben einen wissenschaftlichen Sammelband herausgegeben, und der trägt im Untertitel die Wörter "Computer - Literatur - Internet". Geschieht damit heutzutage noch eine Eingrenzung oder nicht vielmehr schon eine Entgrenzung? Der Haupttitel des Bandes legt nach wie vor den Glauben der Herausgeber an eine durch die drei Begriffe definierte Liter@tur nahe, die Lektüre der einzelnen Beiträge jedoch macht deutlich: es ist tatsächlich von allem und nichts die Rede.

Noch immer scheint die wichtigste Funktion von Publikationen zur Verbindung von Literatur und digitalem Medium die Klärung des Definitionsnotstandes zu sein, die ewige Frage, was denn nun eigentlich gemeint ist. Dabei gibt es einige unterschiedliche Strategien und deren Verfechter: In diesem Band nur indirekt in der Form von Zurückweisungen vertreten sind die Abwiegler, die an nichts Neues unter der Sonne mehr glauben mögen und deshalb jede Innovation, die das digitale Medium mit sich bringen könnte, entweder als irrelevant oder längst in der analogen Literatur existent erklären. Literatur im Internet hat damit einem vielzitierten Ausspruch zufolge in etwa die Existenzberechtigung von Hörspielen aus dem Handy

Ebenfalls nur im Zitat anwesend sind die Pragmatiker, die vor allem aus dem amerikanischen Raum stammen. Diese haben bereits in der Vor-Internet-Zeit ausgehend von der Texttheorie des Poststrukturalismus den Begriff "Hyperfiction" entwickelt. Dieser Begriff ist klar umrissen, nicht zuletzt durch den vorliegenden Textkorpus, von dem ausgehend sich die eigentliche Analyse anfangen lässt. Das jedoch ist den Gralshütern der Netzliteratur, in diesem Band vertreten durch Florian Cramer und seine neun Thesen "Warum es zuwenig interessante Computernetzdichtung gibt", zu wenig. Ähnlich wie die Abwiegler definieren sie mit zäher Beharrlichkeit alles an der digitalen Literatur hinweg, was sich auch in einer nicht netzbasierten Umgebung realisieren ließe, im Unterschied zu diesen jedoch in der utopischen Hoffnung, so "das netzige an der Netzliteratur" zu fassen zu kriegen, deren spezifisch Neues und Nie-dagewesenes. Warum es unter diesem Blickwinkel zuwenig interessante Computernetzdichtung gibt, sollte eigentlich kaum überraschen.

Verwandt mit den Gralssuchern, aber weniger dogmatisch sind die Universalisten, die ebenfalls das Einzigartige der Netzkommunikation beschreiben wollen, jedoch nicht durch Exklusion all dessen, was nicht eigentlich Netz ist, sondern durch Inklusion von beinahe allem in das kommunikativ-soziale Kraftfeld der Netzwerke. Damit gibt es zwar unglaublich viel zu beschreiben, von einem irgendwie haltbaren Literaturbegriff aber kann kaum noch eine Rede sein. So bringt Heiko Idensen dem Leser "Gemeinschaftliches Schreiben im Netz" näher, wobei Schreiben jede Art des Schreibens sein kann, eine ästhetische Wertung aber schon vom Ansatz her falsch wäre.

Last but not least gibt es dann noch die Innovativen, die mit so offenen wie staunenden Augen die unterschiedlichen Entwicklungen in den Medien Computer und Internet verfolgen und daraus wiederum ganz neue Ansätze für die Definition von Literatur, Fiktion oder Kunst im Computer gewinnen. Roberto Simanowski gehört zu den wichtigsten dieser Spezies. Er bietet hier auf der Basis eines älteren Ansatzes die Begriffe "Interactive Fiction und Software-Narration".

Sperrt man nun all diese Typen in den hallenden Diskussionsraum eines Sammelbandes, lässt sich der Eindruck eines kaum noch verständlichen Stimmengewirrs wohl nicht verwehren. Als roter Faden fungiert lediglich der in fast allen Beiträgen getätigte Rückblick auf die kurze Vergangenheit des jungen Genres, was zur Folge hat, dass die Pioniere der Informationstechnologie Vannevar Bush und Theodore Nelson immer wieder aufs Neue zitiert werden.

Eher ein Fremdkörper im Reigen der literaturtheoretischen Positionsbestimmungen ist der letzte Text der Sammlung, in dem Erich Maas über "Verlage, Literatur, erweiterte und neue Publikationsformen und Vertriebe im WWW" berichtet. Was in der ersten Hälfte eine erfrischend nüchtern sachliche Darstellung des derzeitigen Staus im Bereich Book on Demand und eBook ist, gerät zum Schluss zu einem eher unverhohlenen Werbetext für eine Internetplattform von Kleinverlagen.

Was bleibt? Auf jeden Fall das Gefühl, es nicht mit einem Thema zu tun gehabt zu haben, sondern mit mehreren, von denen jedes eigener Untersuchungen und Sammelbände wert ist, die jedoch kaum etwas miteinander gemein haben. Kinetische Poesie, also bewegte Buchstaben oder Wörter auf dem Bildschirm, sind der konkreten Poesie der fünfziger Jahre näher als den Hyperfictions, deren Affinität zu den Theorien eines Roland Barthes und Jacques Derrida oder den metafiktionalen Spielereien eines Robert Coover, Jorge Luis Borges oder Milorad Pavic größer ist als die Verwandtschaft zu kollaborativen Mitschreibprojekten, die wiederum eher ein Untersuchungsgegenstand für die Soziologie sind als für die Literaturwissenschaft. Man sollte aufhören, nach einer Universaltheorie zu suchen, sonst findet man die Literaturen vor lauter Liter@tur nicht.

Rezension

zu: Liesegang, Torsten: Öffentlichkeit und öffentliche Meinung. Theorien von Kant bis Marx (1780-1850). Würzburg 2004.

von Jörg Requate

Mit seiner Dissertation über Theorien der Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung in der Zeit zwischen 1780 und 1850 begibt sich Torsten Liesegang auf ein Feld, das nicht gerade ein Brachland der Forschung ist. Die Studien von Reinhart Koselleck und Jürgen Habermas bilden hier immer noch unübersehbare Marksteine. Vor allem an Habermas' Habilitationsschrift zum Strukturwandel der Öffentlichkeit haben sich aber hunderte von Studien gerieben, so dass sich jede Beschäftigung mit dem Phänomen inzwischen in dem Dreieck zwischen empirischer und theoretischer Untersuchung sowie deren jeweiliger Interpretation durch Jürgen Habermas bewegt. Wer sich hier zutraut, neue Schneisen zu schlagen, braucht nicht nur Mut, er muss wohl auch notwendigerweise eine gewisse Art von „Popanz“ aufbauen:

Die zeitgenössische Konzeption von Öffentlichkeit im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert sei bislang stets als viel zu homogen wahrgenommen worden, und so als hätten die einschlägigen Theoretiker die Öffentlichkeit ungebrochen idealisiert. Als Grund für die „Fehleinschätzungen in der bisherigen Öffentlichkeitsforschung“ macht Liesegang die „Herauslösung der Quellen aus dem historischen und intellektuellen Kontext der jeweiligen Theoretiker“ aus. Angesichts der Breite und Differenziertheit der bisherigen Forschung muten solche Urteile etwas kühn an. Die Frage ist jedoch vor allem, was Liesegang dagegen anzubieten hat.

Nach der Einleitung folgen insgesamt acht etwa gleichgewichtige Kapitel, die je einem Autor gewidmet sind. Dabei fällt das erste dieser Kapitel insofern aus dem Rahmen, als es keinen Denker des Untersuchungszeitraums behandelt, sondern sich zunächst noch einmal Jürgen Habermas' Konzeption der bürgerlichen Öffentlichkeit widmet. Hierin werden die Grundzüge von Habermas' Argumentation und die Kritik daran in durchaus einleuchtender Art und Weise wiedergegeben, ohne jedoch grundsätzlich Neues zu bieten. Vor allem aber bleibt die Funktion des Kapitels unklar, wie Liesegang ohnehin etwas sparsam mit Erläuterungen zu seinem Vorgehen umgeht. Dies gilt insbesondere für die Auswahlkriterien der behandelten Autoren. Im Einzelnen befasst sich Liesegang mit Immanuel Kant, Christoph Martin Wieland, Georg Forster, Christian Grave, Friedrich Hegel, Carl Theodor Welcker und Karl Marx. Eine solche Auswahl ist sicherlich begründbar. Aber andererseits hätten Ernst-Moritz Arndt, Josef Görres, Johann Caspar Bluntschli und einige andere auch berücksichtigt werden können. Die über das Pragmatische hinausgehenden Überlegungen zur Auswahl hätte man als Leser daher schon gerne mitgeteilt bekommen.

Methodisch beansprucht Liesegang einen interdisziplinären Zugang und kündigt zudem an, je nach Autor „verschiedene Herangehensweisen“ zu wählen, „die zwischen dem Versuch einer theoretischen Systematisierung (Kant) und der Rekonstruktion einer Entwicklungsgeschichte (Forster) der Öffentlichkeitstheorien variieren“ (S. 20). Jenseits solcher in der Tat jeweils etwas unterschiedlichen Zugangsweisen arbeitet Liesegang jedoch im Wesentlichen hermeneutisch. Er analysiert die zentralen Texte der Autoren und setzt diese teils miteinander, teils mit dem historischen Kontext, teils mit den Biografien der Autoren in Beziehung. Diese Untersuchungen sind gründlich und vor allem in Bezug auf etwas weniger bekannte Autoren wie Forster oder Grave fördern sie einiges zutage, was in der Regel weniger in den Blick gerät. Allerdings stehen diese Einzelkapitel trotz mancher Querverweise zunächst relativ unverbunden nebeneinander.

Da Liesegang es unterlässt, am Ende der Einzelkapitel noch einmal die Hauptstoßrichtung seiner Argumentation auf den Punkt zu bringen und auf das Untersuchungsinteresse zu beziehen, bürdet er diese Syntheseleistung ganz dem Schlusskapitel auf. Hier nun gelingt es tatsächlich, seine zentralen Argumente herauszuarbeiten. Sie zielen insbesondere in drei Richtungen: Erstens übersehe die Konstruktion einer kohärenten theoretischen Entwicklung, wie sie von der bisherigen Öffentlichkeitsforschung unterstellt werde, die Widersprüchlichkeiten dieser Theoriebildung. Die Existenz „konkurrierender Öffentlichkeiten“ und die „Dynamik der von der dominierenden Öffentlichkeit ausgeschlossenen Kommunikationsprozesse“ werde nicht erst retrospektiv von der heutigen Forschung festgestellt, sondern sei bereits von den untersuchten Theoretikern selbst in ihre Überlegungen einbezogen worden.

Zweitens seien die untersuchten Autoren sehr viel skeptischer gegenüber dem Prinzip der Öffentlichkeit gewesen, als dies von der Forschung gesehen werde. Die Erkenntnis etwa, dass die Idee der Öffentlichkeit perspektivisch alle Menschen, also insbesondere die Besitzlosen und die „Ungebildeten“ mit einbeziehe, habe etwa Wieland, Grave und Hegel dem allgemeinen Prinzip der Öffentlichkeit reserviert bis ablehnend gegenüber stehen lassen. Überhaupt habe bei den Autoren das Vertrauen in die Aufklärungsfähigkeit – und damit ihre Fähigkeit an der Teilhabe an der öffentlichen Auseinandersetzung – „zwischen konzeptionellem Optimismus und pragmatischem Pessimismus“ geschwankt.

Damit hängt drittens eng zusammen, dass die analysierten Autoren in Liesegangs Interpretation Öffentlichkeit nur sehr eingeschränkt als „Organ der Selbstvermittlung der bürgerlichen Gesellschaft“ gegenüber der Staatsgewalt sahen. Dies habe am ehesten für Welcker gegolten. Darüber hinaus hätten nur Forster und Marx in der Öffentlichkeit ein Prinzip gesehen, das die bestehenden Herrschaftsformen unterlaufen und durch Kontrolle verändern sollte. Ansonsten sei das Prinzip der Öffentlichkeit als Bindeglied zwischen Staat und Gesellschaft mit dem Ziel der Stärkung, nicht der

Schwächung des Staates konzipiert worden. Daher sei Öffentlichkeit auch „keinesfalls eindeutig als liberaler ‚Kampfbegriff‘ gegen die bestehende Ordnung definiert“ gewesen, sondern habe als gesellschaftliche Ordnungskategorie dazu gedient „den Einfluss des Bürgertums innerhalb der konstitutionellen Monarchie auszuweiten und die von der Französischen Revolution ausgehenden Demokratisierungs- und Egalitätsimpulse abzuwehren“. Die gesamte Öffentlichkeitsdiskussion habe daher ein „konservatives Moment“ gehabt, in der es weniger darum gegangen sei Veränderungen hervorzubringen, als auf diese zu reagieren.

Auch wenn die bisherige Forschung die Öffentlichkeitsdebatte deutlich differenzierter wahrgenommen hat, als Liesegang unterstellt, so gelingt es ihm doch, einen Kontrapunkt zu setzen. Die Frage ist nur, ob seine Argumentation einleuchtet. Ein Verdienst der Studie ist es gewiss deutlich zu machen, dass die Debatte um das Öffentlichkeitsprinzip weit vielschichtiger war, als dies häufig wahrgenommen wird und dass das Prinzip der Öffentlichkeit tatsächlich von Beginn der Debatte an durchaus auch von Skepsis begleitet war – gerade auch bei dessen grundsätzlichen Befürwortern. Damit jedoch das Prinzip der Öffentlichkeit in der Tendenz seines emanzipatorischen Gehaltes im Sinne einer sich gegenüber dem Staat behauptenden bürgerlichen Gesellschaft zu entkleiden und es zu einem Instrument staatlicher Herrschaft zu machen, schießt nicht nur weit über das Ziel hinaus, sondern beruht auf einer sehr grundsätzlichen Verkennung sowohl des Liberalismus als auch des Konservatismus in der Zeit, um die es hier geht. Was die konservative Position zum Thema Öffentlichkeit angeht, so kommt diese in keiner Formulierung so schön zum Ausdruck, wie in der von Friedrich Gentz, der feststellte, dass „zur Verhütung des Mißbrauchs der Presse“ am besten „gar nichts gedruckt“ werde.¹ Nicht umsonst wurde der Begriff der „Preßfreiheit“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nun unbestreitbar zu dem liberalen Kampfbegriff schlechthin, der jedes Freiheitsbestreben der aufstrebenden Gesellschaft gegenüber dem Staat in sich bündelte. Von irgendeiner Annäherung an das Öffentlichkeitsprinzip zugunsten einer staatlichen Herrschaftssicherung war hier aber auch gar nichts zu entdecken. Gleichwohl zielten der Liberalismus und insofern auch die liberale Öffentlichkeitskonzeption in der Tat nicht auf Umsturz, sondern auf emanzipatorische Reformen. In den Überlegungen zur Öffentlichkeit – dies ist Liesegang zuzugeben – kommt der exklusive Charakter der Konzeption von der bürgerlichen Gesellschaft tatsächlich sehr viel deutlicher zum Ausdruck, als dies vielfach angenommen wird. Die allgemeinen liberalen Gesellschaftskonzeptionen und die Öffentlichkeitstheorien gingen hier unmittelbar Hand in Hand, so dass sich der mehr oder weniger exklusive Charakter der entworfenen Bürgerlichen Gesellschaft auch in den jeweiligen Öffentlichkeitskonzeptionen widerspiegelt.

¹ So Friedrich Gentz in einem Brief an Adam Müller: Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller 1800-1829, Stuttgart 1857, S. 301, Brief Nr. 182.

Auch wenn Liesegangs Darstellung im Einzelnen eine Reihe von Schwächen und Ungereimtheiten aufweist und obwohl man die synthetisierenden Urteile nicht gänzlich teilen muss, liefert der Autor nicht nur eine gründliche Untersuchung wichtiger „Öffentlichkeitstheoretiker“, sondern erweitert die bestehende Forschung in diesem Bereich auch um eine neue Perspektive.

In: H-Soz-u-Kult, 21.9.2005, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2005-3-176>

In: Historische Literatur, 3. Bd., H. 3, 2005, S. 423f.

Rezension

zu: Liesegang, Torsten: Öffentlichkeit und öffentliche Meinung. Theorien von Kant bis Marx (1780-1850). Würzburg 2004.

von Hiram Kümper

Am Anfang steht die Kritik. Liesegang unternimmt in seiner Würzburger Dissertation über Theorien von Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung im Zeitraum von circa 1780 bis 1850 eine umfassende Dekonstruktion der vorhergehenden Forschungen zum frühmodernen Öffentlichkeitsbegriff und der darauf aufbauenden Annahmen über Entstehung und Entwicklung von Öffentlichkeiten. Nicht nur die „fundamentalen Schwächen“ (die im Kern kaum jemand mehr wird bestreiten wollen) der Habermas'schen Strukturtheorie (S. 32) werden dabei ausführlich untersucht. Auch die prominenteren Studien der vergangenen Jahrzehnte, wie diejenigen von Blesenkemper, Hölscher und Koselleck, denen neben einer buchstäblichen Ignoranz gegenüber der Widersprüchlichkeit der Theoriebildung „selektive Wahrnehmung der Quellen und [...] mangelhafte[.] Berücksichtigung theoretischer Zusammenhänge“, damit „unzureichende] Interpretationen und Fehldatierungen“ bescheinigt werden (S. 238), trifft diese umfassende Kritik. Wer mit solcher Vehemenz auftritt, hat ohnehin schon einen schweren Stand. In der Anlage seiner Studie aber hat Liesegang sich ‚Fußfesseln‘ angelegt: Während er sich bei Welcker, Garve und Wieland auf offensichtlich bekanntem Terrain bewegt, das er durchaus souverän und konzise darzustellen weiß, überfrachtet die - wenn auch bewusst gewählte - Trias Kant-Hegel-Marx den Rahmen der Darstellung. Eine stärkere Engführung hätte der Arbeit sicherlich zum Vorteil gereicht. So greifen dann auch die herangenommenen Bezüge auf Öffentlichkeitskonzepte, die vor dem betrachteten Zeitraum liegen - namentlich auf das mittelalterliche *publicus*, das dann doch ein bisschen mehr ist als ein einfaches Synonym für Herrschaftlichkeit - in der Regel leider reichlich kurz. Auch erscheint es überzeichnet, wenn der Verfasser feststellt, dass im „Gegensatz zu Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau [...] Kant den Übergang vom Natur- zu einem bürgerlichen Gesellschaftszustand als vernünftige und freiwillige Unterwerfung; des Menschen unter allgemeine öffentliche Gesetze“ (S. 71) beschreibe. Vielmehr wird man sagen können, dass die Unterscheidung zwischen *volonté générale* und *intérêt commune*, die ja gerade spezifisch für den Rousseau'schen Freiheitsbegriff ist, bei Kant in dieser Form gar nicht mehr vorkommt, der Vergleich also insgesamt recht konstruiert wirkt. Die *Metaphysik der Sitten* kennt zwar den allgemeinen Willen, nicht aber ein gemeinsames Interesse, bei Rousseau hingegen geht das Private im Öffentlichen auf. Im Formalen bleibt anzumerken, dass der ansonsten sehr sauber gegliederte Aufbau der Studie unnötig geschmälert wird durch ein

Literaturverzeichnis, das in seiner nicht alphabetischen, sondern systematischen Einteilung das Auffinden der zitierten Werke eher erschwert denn befördert. Der Nutzen des auf den ersten Blick beeindruckend umfassenden Personenindex von knapp fünfhundert Einträgen wird rasch durch die Einsicht relativiert, dass rund ein Drittel dieser Einträge Personen verzeichnen, die lediglich im Literaturverzeichnis, nicht aber in der Arbeit selbst in Erscheinung treten. Wenn auch Liesegang gerade mit dem Programm antritt, dass die im Titel suggerierte „kohärente [...] theoretische [...] Entwicklung, die sich auf eine Linie von Kant über Hegel bis Marx konzentriert“ (S. 238) ein Konstrukt und so in der ideengeschichtlichen Wirklichkeit nicht aufzufinden ist, so kann bei der dennoch auf diese Autoren zurückgreifenden Darstellungsweise nicht mehr als die Dekonstruktion jener Kohärenzannahme geleistet werden. Das allerdings tut Liesegang überzeugend. Zu recht, und das ist eines der zentralen Erträge seiner Studie, stellt er fest, dass sich ein „kritischer Pessimismus über das emanzipatorische Potential der Öffentlichkeit“ nicht erst bei den Liberalen des Vormärz, sondern bereits am Ende des 18. Jahrhunderts bei Kant, Garve und anderen abzeichnet (S. 246f.), wie insgesamt die Stärke der Arbeit weniger in der Darstellung als vielmehr in der Auseinandersetzung liegt. Auch am Ende steht also bei Liesegang die Kritik. Wer sich bereits auf einem gewissen Kenntnis- und Diskussionsstand sieht, wird dies zu schätzen wissen; wer bündigen Überblick und große Entwicklungslinien sucht, jedoch eher enttäuscht sein.

Hiram Kümper (Bochum)

in: Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 2004, S. 520-522

Rezension

zu: Liesegang, Torsten: Öffentlichkeit und öffentliche Meinung. Theorien von Kant bis Marx (1780-1850). Würzburg 2004.

von Christian Zimmermann

Im Kontext der aufklärerisch-liberalen Tradition politischer Theorie gilt die Kategorie der „Öffentlichkeit“ bzw. „öffentlichen Meinung“ als zentral für die Begründung und Kontrolle politischer Herrschaft. So weist etwa Kant der Öffentlichkeit den prominenten Status zu, als Medium der Vernünftigkeit für die Einlösung des Anspruchs der bürgerlichen Gesellschaft auf Institutionalisierung von Freiheit und Gleichheit zu garantieren.

Entgegen dieser seit der Aufklärung immer wieder aktualisierten und variierten, im Kern aber identischen Vorstellung einer politischen Öffentlichkeit als Arena gesellschaftlicher Selbstverständigung von freien und gleichen Bürgern will Liesegang mit seiner Arbeit zeigen, „dass die Annahme eines Idealtypus von bürgerlicher Öffentlichkeit eine problematische Abstraktion darstellt, da sie das vielfältige und widersprüchliche Bild in der frühbürgerlichen Reflexion von Immanuel Kant bis zu Karl Marx nicht berücksichtigt“ (11). Im Gegenteil zeige sich die theoretische Diskussion im Untersuchungszeitraum von 1780-1850 als wesentlich differenzierter.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung stellt Habermas' Analyse zum Strukturwandel der Öffentlichkeit dar. Nach Habermas betrete das Motiv der politischen Öffentlichkeit in dem Moment die Bühne der modernen politischen Theorie, in dem sich die Menschen als Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, und nicht mehr als Angehörige feudalistischer ständestaatlicher Institutionen begegneten. Von diesem Zeitpunkt an

müsse sich politische Herrschaft nicht nur vor dem Richterstuhl der Öffentlichkeit als Medium selbstorganisierender Gesellschaftlichkeit rechtfertigen, sondern werde abgelöst von im Medium der Öffentlichkeit geläuterter Vernunft. Diese liberale Vorstellung der Auflösung von Macht- in Rechtsbeziehungen weise Habermas jedoch als Illusion zurück, indem er die weitere Entwicklung der bürgerlichen Öffentlichkeit als Verfallsprozeß deute. In der sozialstaatlichen Massendemokratie schließlich bestehe keine herrschaftskritische Öffentlichkeit mehr, sondern nur ein von der kommerziellen Meinungsindustrie dominiertes Surrogat.

Liesegang rekapituliert nach der Darstellung des Habermas'schen Öffentlichkeitskonzepts die dazu aus sozialwissenschaftlicher, feministischer, systemtheoretischer und historischer Perspektive vorgetragene Kritik. Damit sind für Liesegang „die Faktoren benannt, welche die historische Konkretion von Öffentlichkeit dominieren“, und er kann sich der Frage zuwenden, „wie ihre Entstehung von zeitgenössischen Intellektuellen beschrieben, theoretisiert und in politisch-soziale Deutungsmuster eingebettet wird“ (52). Gegenstand der Untersuchung Liesegangs sind die Theorien Wielands,

Forsters, Garves, Hegels, Welckers und Marx'; eröffnet werden die Überlegungen zu den verschiedenen Öffentlichkeitskonzepten mit einem Kapitel über den systematischen Stellenwert der Öffentlichkeit bei Kant.

Eingangs des Kant-Kapitels entwirft Liesegang ein dreidimensionales Koordinatensystem, mit Hilfe dessen er das Kantische Konzept von Öffentlichkeit zu analysieren sich vornimmt. Die Dimensionen des Begriffs der Öffentlichkeit sollen dabei entlang einer erkenntnistheoretischen, einer ethisch-rechtlichen und einer allgemein-aufklärerischen Achse ausgeschrieben werden. Liesegang beschäftigt sich zunächst ausführlich mit der *Aufklärungsschrift*: Zwar ertöne hier mit der Betonung des Status des Individuums als autonomem Subjekt der Fanfarenstoß der Aufklärung, gleichzeitig komme aber auch Kants Skepsis gegenüber kollektiver Mündigkeit zum Ausdruck. Liesegang weist hier auf die Avantgardefunktion der gelehrten Diskussion hin, die über Religion, Kunst und Wissenschaft hinaus Rationalisierungsdynamiken in politisch-gesellschaftlicher Hinsicht zu entfachen im Stande sei. Diese Konzeption gebe sich jedoch eigentümlich widersprüchlich, denn „die Radikalität dieses Denkens angesichts der Realität von Kirchen-Zensur, Geheimpolitik und Maßregelung des akademischen Lebens durch den absolutistischen Staat kontrastiert hier mit der politischen Affirmation Kants, der die politische Struktur des aufgeklärten Absolutismus nicht anfecht“ (60).

Die Intention von Kants rechts- und staatstheoretischen Schriften besteht darin, die bürgerliche Gesellschaft als eine nach den Prinzipien der Vernunft konstituierte und im Medium des Rechts vermittelte Arena der Selbstverständigung freier und gleicher Staatsbürger zu begründen. In diesem Kontext betont Liesegang den Zusammenhang zwischen der Kantischen Rechts- und Moralphilosophie, denn Kant entwirft komplementär zum „inneren Pflichtbegriff ein theoretisches Fundament für die ‚äußeren‘ Pflichten innerhalb eines republikanischen Staatswesens“ (71). Allerdings unterminiere die Kantische Differenzierung in aktive und passive Staatsbürger den Anspruch einer allgemeinen Öffentlichkeit bzw. den unbedingten Geltungsanspruch des öffentlichen Rechts. Ungeachtet der Verwegenheit, sich in Hinblick auf den Zusammenhalt der bürgerlichen Gesellschaft auf die Integrationskraft abstrakter Rechtsbeziehungen zu verlassen, gelte dieses Recht nicht einmal für alle, sondern nur für diejenigen, die es sich als aktive Staatsbürger leisten könnten. Entsprechend könne Kant auch das Subjekt des öffentlichen Diskurses nicht einheitlich bestimmen, was Liesegang dazu führt, für Kants Rechts- und Staatsphilosophie drei Konzeptionen von Öffentlichkeit zu unterscheiden (78 f.).

Gleichwohl, so Liesegang, bleibe der Vernunft als treibender Kraft geschichtlicher Entwicklung wenig anderes übrig, als sich an Herrschaft zu binden, die im Medium der Öffentlichkeit zur Rationalität geläutert werde, wie immer skeptisch sich Kant zu beiden Motiven im einzelnen äußere.

Im Rahmen seiner Ausführungen zu Hegel kennzeichnet Liesegang den Status von Öffentlichkeit bzw. öffentlicher Meinung als ambivalent: Im Unterschied

zu Kant, für den Öffentlichkeit als wie immer auch problematisches Vermittlungsmoment eine Integrationsfunktion in der bürgerlichen Gesellschaft übernehme, bestehe Hegels Vernunft einerseits als in der Wirklichkeit realisierte, die keines vermittelnden Trägers bedürfe. Aus dem Blickwinkel eines ontologischen Geistesbegriffs und von der Kommandobrücke absoluter Philosophie, die betreten zu haben Hegel für sich in Anspruch nehme, könne eine von heteronomen Interessen durchzogene Öffentlichkeit keinen systematischen Status einnehmen. Andererseits reagiere Hegel in verschiedenen Texten auf die politischen Turbulenzen seiner Zeit in der Nachfolge der Französischen Revolution mit Funktionszuweisungen an die Öffentlichkeit, die ihr die Aufgabe einer Hüterin der Sittlichkeit übertrügen. Liesegang verfolgt diese unterschiedlichen Perspektiven auf die Kategorie der Öffentlichkeit im Hegeischen Werk in erster Linie mit Blick auf die *Jenaer Realphilosophie*, die *Rechtsphilosophie* und kleinere *Verfassungsschriften*.

Im Kontext der *Jenaer Realphilosophie* betraut Hegel die öffentliche Meinung mit der Aufgabe, die Konstruktionsprinzipien eines starken Staates mit dem Anspruch gesellschaftlicher Selbstbestimmung zu synchronisieren. Im Medium der öffentlichen Meinung verknüpfe Hegel zwar staatliche Einrichtungen und die unter diesen verfaßten Staatsbürger, aber „trotz dieser funktional wichtigen Rolle ist keine Institutionalisierung dieser Beziehung vorgesehen, Hegel spricht weder von Volkssouveränität noch von einer politischen Repräsentation“ (163). Es bleibt dem Staat und nicht der Dynamik individueller Selbstbestimmung überlassen, historisch neue Formen von Vernunft zu artikulieren und durchzusetzen.

Erst in seiner Konzeption der bürgerlichen Gesellschaft nehme Hegel das Motiv der Vermittlung zwischen Staat und Gesellschaft in Gestalt der Öffentlichkeit auf. Hegel kennzeichne die bürgerliche Gesellschaft als eine nur teilweise Realisierung von Vernunft: Einerseits begegneten sich zwar freie und gleiche Individuen im Austausch von Waren zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Solange aber die Aufgabe gesellschaftlicher Integration der blinden Dynamik partikularer individueller Interessen überantwortet werde, kehrten sich die vorgeblich emanzipatorischen Kräfte individueller Freiheit und Gleichheit in zerstörerischer Weise gegen das von Flegel verlachte „System der Bedürfnisse“. Freiheit und Gleichheit kämen erst als gesellschaftlich anerkannte zu ihrem, in Hegels Sprache, Selbstbewußtsein. Das aber ist in der bürgerlichen Gesellschaft nicht möglich: „Die zwangsläufigen Folgen der kapitalistischen Expansion, der Massengesellschaft und der ökonomischen Krisen lassen diese Ansprüche zwangsläufig unbefriedigt“ (165).

Der bereits eingangs von Liesegang angesprochene ambivalente Charakter der öffentlichen Meinung komme am deutlichsten in der *Rechtsphilosophie* zum Ausdruck: Einerseits sei die öffentliche Meinung dort insofern positiv konnotiert, als sich in ihr ein Bestand von Sittlichkeit artikuliere, der mit den Erfordernissen des Staates als Ausdruck historisch realisierter Vernunft konvergiere. Andererseits beschreibe Hegel die öffentliche Meinung als die

bloße Summe der atomistischen Individuen, die nicht in der Lage seien, ihre vereinzelte Subjektivität zu transzendieren. Damit bleibe es letztlich den „welthistorischen Individuen“ aufgetragen, „die inhärente Vernunft der öffentlichen Meinung freizulegen und sie durch ihre Instrumentalisierung im Sinne des historischen Fortschritts nutzbar zu machen“ (176).

Abschließend und unter Einbeziehung verschiedener kleinerer Texte Hegels zu Fragen der Bildung und Publizistik beschreibt Liesegang noch einmal das grundsätzliche Spannungsverhältnis zwischen Hegels Philosophie und der Kategorie der Öffentlichkeit: „Der resignative Zug der Nachzeitigkeit der Philosophie, die keine Impulse für Veränderungen liefert, sondern sich auf die affirmative Bestätigung des Bestehenden verlegt, kann sich per se nicht auf das Konzept einer kritischen Öffentlichkeit beziehen. An die Stelle eines Widerstreits der Meinungen tritt die wahre Erkenntnis der Philosophie“ (187). Insgesamt handelt es sich bei Liesegangs Arbeit um einen materialreichen und instruktiven Beitrag, der aufgrund seiner interdisziplinären Anlage aufschlußreiche Perspektiven eröffnet, die sich einem rein philosophischen, rein politikwissenschaftlichen oder rein kommunikationswissenschaftlichen Zugang zu den verschiedenen Öffentlichkeitskonzepten verschließen.

in: Hegel-Studien. Nr. 39/40, S.

Rezension

zu: Liesegang, Torsten: Öffentlichkeit und öffentliche Meinung. Theorien von Kant bis Marx (1780-1850). Würzburg 2004.

von *Dieter Langewiesche*, Tübingen

Der Autor dieser Karlsruher Dissertation schreibt gegen Jürgen Habermas' berühmtes Buch über den Strukturwandel der Öffentlichkeit, das in Studien zur Geschichte von Öffentlichkeit und Kommunikation als Referenzwerk allgegenwärtig ist, In der Kritik, der es immer wieder unterzogen wurde, bestätigt sich seine Bedeutung. Habermas' historischem Entwurf eines Idealtyps bürgerlicher Öffentlichkeit, von dem aus die späteren Entwicklungen als Verfallsgeschichte erscheinen, stellt Liesegang eine Quellenanalyse entgegen, die bereits die frühbürgerliche Reflexion über Öffentlichkeit und öffentliche Meinung als widerspruchsvoll nachweist.

In seinen ideengeschichtlichen Studien zu Kant, Wieland, Forster, Garve, Hügel, Welcker und Marx - er nennt seinen Zugang Argumentationsgeschichte - erweist sich die Trennung in einem situativ beschreibenden und einen normativen Begriff von Öffentlichkeit als allen Autoren gemeinsam, und ebenso der Versuch, diese Diskrepanz geschichtsphilosophisch aufzulösen. Das in den damaligen Debatten über die Konstituierung einer bürgerlichen Gesellschaft die politische Öffentlichkeit nicht alle Menschen umfassen sollte, sondern nach sozialen Kriterien gestuft gedacht wurde und Bildung dabei eine zentrale Rolle spielte, arbeitet der Autor als eine weitere Konstante detailliert heraus. Die Ergebnisse von Liesegangs eindringlichen Analysen zielen auf das „konservative Moment in der Öffentlichkeitsdiskussion“; er will das „Reformprojekt einer bürgerlichen Öffentlichkeit“ als „Revolutionsprophylaxe sichtbar machen.

Die geschichtswissenschaftliche Forschung kann dieses Ergebnis nicht überraschen. Auf sie - etwa die Bürgertums- oder Liberalismusforschung - bezieht sich der Autor nur gelegentlich. Ihm geht es um die Frage, was prominente Autoren im deutschen Sprachraum des späten 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Öffentlichkeit verstanden, wie sie dies in ihre Staats- und Gesellschaftsvorstellungen integriert haben und daß in diesen Deutungen kein Idealtypus einer herrschaftsfreien Kommunikation aufzufinden ist. Das ist ihm gelungen.

In: Historische Zeitschrift, Bd. 285, 2007, S. 489f.